



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Lessings sämtliche Werke

in 20 Bänden

Briefe, die neueste Litteratur betreffend

Lessing, Gotthold Ephraim

Stuttgart, [1883?]

Siebenzigster Brief. Anzeige der Fabeln der Herrn Lessing. Kurzer Auszug aus seinen Abhandlungen über die Fabel.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-65545](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-65545)

unter deren Aufsicht und mit vermutlicher Genehmigung sie herauskommen. Gewiß, in solchen Zeitungen verdammt zu werden, ist kein solcher Spaß, als wenn einen ein jeder unbekannter und ungenannter Kritiker heruntermacht. Wer also auf seinen guten Namen hält, der ist in seinem Gewissen verbunden, von einem so unbefugten und gewaltsamen Richter sich auf einen höhern zu berufen und den Ungrund seiner Urteile zu zeigen. Nichts als die Verbindung mit der Göttingischen deutschen Gesellschaft kann ihn unseres Erachtens bisher abgehalten haben, hier so lange stille zu sitzen. Allein wer weiß, wie lange es dauert, so schickt er ihr sein Diplom (nach Herrn Rat Königs in Haag Beispiele) zurück und setzt sich wieder in die natürliche Freiheit, seine Ehre zu retten. Bis dahin kann er ihnen mit dem Achill in der Sphigenia zurufen:

Dankt es dem Bande bloß, das meinen Zorn noch hemmet,
Sonst hätt' er schon mein Herz gewaltsam überschwemmet!"

— Welch eine Drohung! Die arme deutsche Gesellschaft, wenn ihr dieses Unglück begegnen sollte! Ich glaube, sie würde darüber zu einer wendischen. Denn wie kann eine deutsche Gesellschaft ohne Gottscheden bestehen?

VIII. Den 23. November 1759.

Siebenzigster Brief.

Hier ist etwas von einem Verfasser, der ziemlich lange ausgeruhet hat! — Es sind die Fabeln des Herrn Lessings.*)

Er meldet uns in der Vorrede,**) daß er vor Jahr und Tag einen kritischen Blick auf seine Schriften geworfen, nachdem er ihrer lange gnug vergessen gehabt, um sie völlig als fremde Geburten betrachten zu können. Anfangs habe er sie ganz verwerfen wollen, endlich aber habe er sie in Betrachtung so vieler freundschaftlichen Leser, die er nicht gern dem Vorwurfe aussetzen wollen, ihren Beifall an etwas ganz Unwürdiges verschwendet zu haben, zu verbessern beschlossen.

Den Anfang dieser Verbesserung hat er mit seinen Fabeln gemacht. „Ich hatte mich,“ sagt er, „bei keiner Gattung von Gedichten länger verweilet als bei der Fabel. Es gefiel mir auf diesem gemeinschaftlichen Raine der Poesie und Moral. Ich hatte die alten und neuen Fabulisten so ziemlich alle, und die besten von ihnen mehr als einmal gelesen. Ich hatte über die Theorie der Fabel nachgedacht. Ich hatte mich oft gewundert, daß die grade

*) Berlin bei C. F. Voß in 80.

**) Zu diesem und dem Folgenden ist zu vergleichen Bd. I. S. 194 ff. und S. 233 ff. dieser Ausgabe. D. H.

auf die Wahrheit führende Bahn des Aesopus von den Neuern für die blumenreichern Abwege der schwatzhaften Gabe, zu erzählen, so sehr verlassen werde. Ich hatte eine Menge Versuche in der einfältigen Art des alten Phrygiers gemacht." 2c.

Und kurz, hieraus ist das gegenwärtige kleine Werk seiner Fabeln entstanden, welches man als den ersten Band der gänzlichen Umarbeitung seiner Schriften anzusehen hat. Ich muß die Ordnung, die er darin beobachtet, umkehren und Ihnen vorher von seinen beigefügten Abhandlungen über diese Dichtungsart etwas sagen, ehe ich die Fabeln selbst Ihrem Urtheile unterwerfen kann.

Es sind diese Abhandlungen fünf. Die erste, welche die weitläufigste und die wichtigste ist, untersucht das Wesen der Fabel. Nachdem die Einteilung der Fabeln in einfache und zusammengesetzte (das ist in solche, die bei der allgemeinen Wahrheit, welche sie einprägen sollen, stehen bleiben, und in solche, die ihre allgemeine Wahrheit auf einen wirklich geschehenen oder doch als wirklich geschehen angenommenen Fall weiter anwenden) vorausgeschickt worden, gehet der Verfasser die Erklärungen durch, welche De la Motte, Richer, Breitinger und Batteux von der Fabel gegeben haben. Bei der Erklärung des ersten, die allen folgenden Erklärungen zum Muster gedienet hat, ist er vornehmlich gegen das Wort Allegorie und behauptet, daß die Fabel überhaupt nicht in der Erzählung einer allegorischen Handlung bestehe, sondern daß die Handlung nur in der zusammengesetzten Fabel allegorisch werde, und zwar allegorisch nicht mit dem darin enthaltenen allgemeinen Satze, sondern mit dem wirklichen Falle, der dazu Gelegenheit gegeben hat. An der Erklärung des Richer setzt er vornehmlich dieses aus, daß sie ein bloßes allegorisches Bild zu einer Fabel für hinreichend hält. „Ein Bild," sagt er, „heißt überhaupt jede sinnliche Vorstellung eines Dinges nach einer einzigen ihm zukommenden Veränderung. Es zeigt mir nicht mehrere oder gar alle mögliche Veränderungen, deren das Ding fähig ist, sondern allein die, in der es sich in einem und eben demselben Augenblicke befindet. In einem Bilde kann ich zwar also wohl eine moralische Wahrheit erkennen, aber es ist darum noch keine Fabel. Der mitten im Wasser dürstende Tantalus ist ein Bild, und ein Bild, das mir die Möglichkeit zeigt, man könne auch bei dem größten Ueberflusse darben. Aber ist dieses Bild deswegen eine Fabel? — Ein jedes Gleichnis, ein jedes Emblemata würde eine Fabel sein, wenn sie nicht eine Mannigfaltigkeit von Bildern, und zwar zu einem Zwecke übereinstimmenden Bildern, wenn sie, mit einem Worte, nicht das notwendig erforderliche, was wir durch das Wort Handlung ausdrücken." — Mit diesem Worte verbindet er aber einen viel weitern Sinn, als man gemeiniglich damit zu verbinden pfleget, und versteht darunter jede Folge von Veränderungen, die zusammen ein Ganzes ausmachen. Denn daß die Erklärung, welche Batteux von der Handlung gibt, daß sie nämlich eine Unternehmung sein müsse,

die mit Wahl und Absicht geschieht, bei der Fabel nicht stattfindet, zeigt er umständlich, indem die allerwenigsten Aesopischen Fabeln in diesem Verstande Handlung haben. Batteux, wie der Verfasser sehr wahrscheinlich zeigt, hat seine Erklärung nur von einem einzigen, in seiner Art zwar sehr vollkommenen, deswegen aber doch zu keinem allgemeinen Muster tauglichen Exempel abstrahiret und überhaupt die Handlung der Aesopischen Fabel mit der Handlung der Epopöe und des Drama viel zu sehr verwirrt. „Die Handlung der beiden letztern,“ sagt er, „muß außer der Absicht, welche der Dichter damit verbindet, auch eine innere, ihr selbst zukommende Absicht haben. Die Handlung der erstern braucht diese innere Absicht nicht, und sie ist vollkommen genug, wenn nur der Dichter seine Absicht damit erreicht“ 2c. Der Grund hiervon liegt in den Leidenschaften, welche jene erregen sollen und auf deren Erregung diese ganz und gar keinen Anspruch macht. — Diese und verschiedene andere Anmerkungen nimmt der Verfasser nunmehr zusammen und sagt: „In der Fabel wird nicht eine jede Wahrheit, sondern ein allgemeiner moralischer Satz, nicht unter die Allegorie einer Handlung, sondern auf einen einzelnen Fall, nicht versteckt oder verkleidet, sondern so zurückgeführt, daß ich nicht bloß einige Aehnlichkeiten mit dem moralischen Satze in ihm entdecke, sondern diesen ganz anschauend darin erkenne.“ — Und das ist das Wesen der Fabel? Noch nicht völlig. Noch fehlet ein wichtiger Punkt, von welchem die Kunsttrichter bloß ein dunkles Gefühl gehabt zu haben scheinen, dieser nämlich: der einzelne Fall, aus welchem die Fabel bestehet, muß als wirklich vorgestellet werden. Begnügen wir uns an der Möglichkeit desselben, so ist es ein Beispiel, eine Parabel.

Der Beschluß künftig.

IX. Den 29. November 1759.

Beschluß des siebenzigsten Briefes.

Nachdem der Verfasser diesen wichtigen Unterschied an einigen Beispielen gezeigt, läßt er sich auf die psychologische Ursache ein, warum sich das Exempel der praktischen Sittenlehre, wie man die Fabel nennen kann, nicht mit der bloßen Möglichkeit begnüge, an welcher sich die Exempel anderer Wissenschaften begnügen. Er findet diese Ursache darin, weil das Mögliche, als eine Art des Allgemeinen, die Lebhaftigkeit der anschauenden Erkenntnis verhindere, welche Lebhaftigkeit gleichwohl unentbehrlich ist, wenn die anschauende Erkenntnis zur lebendigen Erkenntnis, als worauf die Moral bei ihren Wahrheiten vornehmlich sieht, erhöht werden soll. Er zeigt hierauf, daß schon Aristoteles diese Kraft des Wirklichen gekannt,

aber eine falsche Anwendung davon gemacht habe, weil er sie aus einer unrichten Quelle hergeleitet. Aristoteles lehret nämlich, die historischen Exempel hätten deswegen eine größere Kraft, zu überzeugen, als die Fabeln, weil das Vergangene gemeiniglich dem Zukünftigen ähnlich sei. Unser Verfasser aber sagt: „Hierin, glaube ich, hat sich Aristoteles geirret. Von der Wirklichkeit eines Falles, den ich nicht selbst erfahren habe, kann ich nicht anders als aus Gründen der Wahrscheinlichkeit überzeugt werden. Ich glaube bloß deswegen, daß ein Ding geschehen und daß es so und so geschehen ist, weil es höchst wahrscheinlich ist, und höchst unwahrscheinlich sein würde, wenn es nicht, oder wenn es anders geschehen wäre. Da also einzig und allein die innere Wahrscheinlichkeit mich die ehemalige Wirklichkeit eines Falles glauben macht, und diese innere Wahrscheinlichkeit sich eben so wohl in einem erdichteten Falle finden kann: was kann die Wirklichkeit des erstern für eine größere Kraft auf meine Ueberzeugung haben als die Wirklichkeit des andern? Ja, noch mehr. Da das historische Wahre nicht immer auch wahrscheinlich ist; da Aristoteles selbst sagt, daß das Vergangene nur gemeiniglich dem Zukünftigen ähnlich sei, der Dichter aber die freie Gewalt hat, hierin von der Natur abzugehen und alles, was er für wahr ausgibt, auch wahrscheinlich zu machen: so sollte ich meinen, wäre es wohl klar, daß den Fabeln, überhaupt zu reden, in Ansehung der Ueberzeugungskraft der Vorzug vor den historischen Exempeln gebühre.“ — Und nunmehr trägt der Verfasser seine völlige Erklärung der Fabel vor und sagt: „Wenn wir einen allgemeinen moralischen Satz auf einen besondern Fall zurückführen, diesem besondern Falle die Wirklichkeit erteilen und eine Geschichte daraus dichten, in welcher man den allgemeinen Satz anschauend erkennt: so heißt diese Erdichtung eine Fabel.“

Die zweite Abhandlung betrifft den Gebrauch der Tiere in der Fabel. „Der größte Teil der Fabeln,“ sagt der Verfasser, „hat Tiere und wohl noch geringere Geschöpfe zu handelnden Personen. — Was ist hiervon zu halten? Ist es eine wesentliche Eigenschaft der Fabel, daß die Tiere darin zu moralischen Wesen erhoben werden? Ist es ein Handgriff, der dem Dichter die Erreichung seiner Absicht verkürzt und erleichtert? Ist es ein Gebrauch, der eigentlich keinen ernstlichen Nutzen hat, den man aber zu Ehren des ersten Erfinders beibehält, weil er wenigstens schnakisch ist — quod risum movet? Oder was ist es?“ Batteux hat sich auf diese Fragen nicht eingelassen, sondern listig genug den Gebrauch der Tiere seiner Erklärung der Fabel sogleich mit angeflückt. Breitinger hingegen behauptet, daß die Erreichung des Wunderbaren die Ursache davon sei, und glaubt daher die Fabel überhaupt nicht besser als durch ein lehrreiches Wunderbare erklären zu können. Allein unser Verfasser zeigt, daß die Einführung der Tiere in der Fabel nicht wunderbar ist, indem es darin vor-

ausgesetzt und angenommen werde, daß die Tiere und andere niedrige Geschöpfe Sprache und Vernunft besitzen. Seine Meinung gehet also dahin, daß die allgemein bekannte Bestandtheit ihrer Charaktere diese Voraussetzung veranlasset und so allgemein beliebt gemacht habe. „Je tiefer wir,“ setzt er hinzu, „auf der Leiter der Wesen herabsteigen, desto seltener kommen uns dergleichen allgemein bekannte Charaktere vor. Dieses ist denn auch die Ursache, warum sich der Fabulist so selten in dem Pflanzenreiche, noch seltener in dem Steinreiche und am allersehtensten vielleicht unter den Werken der Kunst finden läßt. Denn daß es deswegen geschehen sollte, weil es stufenweise immer unwahrscheinlicher werde, daß diese geringern Werke der Natur und Kunst empfinden, denken und sprechen könnten, will mir nicht ein. Die Fabel von dem ehernen und dem irdenen Topfe ist nicht um ein Haar schlechter oder unwahrscheinlicher als die beste Fabel z. B. von einem Affen, so nahe auch dieser dem Menschen verwandt ist, und so unendlich weit jene von ihm abstehen.“

In der dritten Abhandlung sucht der Verfasser eine richtigere Einteilung der Fabeln festzusetzen. Die alte Einteilung des Aphythoniuss ist offenbar mangelhaft. Schon Wolff hat bloß die Benennungen davon beibehalten, den damit zu verknüpfenden Sinn aber dahin bestimmt, daß man den Subjekten der Fabel entweder solche Handlungen und Leidenschaften, überhaupt solche Prädikate, die ihnen zukommen, oder solche, die ihnen nicht zukommen, beilege. In dem ersten Falle hießen es vernünftige Fabeln, in dem andern sittliche Fabeln; und vermischte Fabeln hießen sie alsdenn, wenn sie etwas sowohl von der Eigenschaft der sittlichen als vernünftigen Fabel hätten. Allein auch diese verbesserte Einteilung will unserm Verfasser darum nicht gefallen, weil das nicht zukommen einen übeln Verstand machen und man wohl gar daraus schließen könnte, daß der Dichter eben nicht gehalten sei, auf die Natur der Geschöpfe zu sehen, die er in seinen Fabeln aufführet. Diese Klippe also zu vermeiden, glaubt er, man werde am sichersten die Verschiedenheit der Fabeln auf die verschiedene Möglichkeit der einzeln Fälle, welche sie enthalten, gründen können. Diese Möglichkeit aber ist entweder eine unbedingte oder eine bedingte Möglichkeit, und um die alten Benennungen gleichfalls beizubehalten, so nennt er diejenige Fabeln vernünftige Fabeln, deren einzelner Fall schlechterdings möglich ist, diejenigen hingegen, wo er es nur unter gewissen Voraussetzungen ist, nennt er sittliche Fabeln. Die vernünftigen sind keiner fernern Abtheilung fähig, wohl aber die sittlichen. Denn die Voraussetzungen betreffen entweder die Subjekte der Fabeln oder die Prädikate dieser Subjekte. Fabeln, worin die Subjekte vorausgesetzt werden, nennet er mythische Fabeln, und Fabeln, worin erhöhte Eigenschaften wirklicher Subjekte angenommen werden, nennet er hyperphysische Fabeln. Die ferner daraus entstehende vermischte Gattungen nennet er die vernünftigen

mythischen, die vernünftig-hyperphysischen und die hyperphysisch-mythischen Fabeln. — Welche Wörter! werden Sie ausrufen. Welche unnütze scholastische Grübele! Und fast sollte ich Ihnen recht geben. Da doch aber einmal die Frage von der Einteilung der Fabel war, so war es ihm auch nicht so ganz zu verdenken, daß er die Subtilität in dieser Kleinigkeit so weit trieb, als sie sich treiben läßt. — Was er auf die Fragen antwortet, wie weit in den hyperphysischen Fabeln die Natur der Tiere zu erhöhen sei, und ob sich die Aesopische Fabel zu der Länge eines epischen Gedichts ausdehnen lasse, ist wichtiger; ich übergehe es aber, weil es ohne seine Versuche, die er in Absicht der letztern Frage gewagt hat, nicht wohl zu verstehen ist. Wenn Sie es einmal selbst lesen sollten, so werden Sie leicht finden, daß seine Versuche seine Spekulation nicht erschöpfen.

In der vierten Abhandlung redet er von dem Vortrage der Fabeln. Er charakterisiert den Vortrag des Aesopus und Phädrus und scheint mit dem Vortrage des La Fontaine am wenigsten zufrieden zu sein. La Fontaine bekannte aufrichtig, daß er die zierliche Präzision und die außerordentliche Kürze, durch die sich Phädrus so sehr empfehle, nicht habe erreichen können, und daß alle die Lustigkeit, mit welcher er seine Fabeln aufzustützen gesucht, weiter nichts als eine etwanige Schadloshaltung für jene wesentlichere Schönheiten sein solle. „Welch Bekenntnis!“ ruft unser Verfasser aus. „In meinen Augen macht ihm dieses Bekenntnis mehr Ehre, als ihm alle seine Fabeln machen! Aber wie wunderbar ward es von dem französischen Publika aufgenommen! Es glaubte, La Fontaine wolle ein bloßes Kompliment machen, und hielt die Schadloshaltung unendlich höher als das, wofür sie geleistet war. Raum konnte es auch anders sein; denn die Schadloshaltung hatte allzu viel Reizendes für Franzosen, bei welchen nichts über die Lustigkeit gehet. Ein wichtiger Kopf unter ihnen, der hernach das Unglück hatte, hundert Jahr wichtig zu bleiben,*) meinte sogar, La Fontaine habe sich aus bloßer Albernheit (*par bêtise*) dem Phädrus nachgesetzt; und De la Motte schrieb über diesen Einfall: *mot plaisant, mais solide!*“ — Er gehet hierauf die Zieraten durch, deren die Fabel nach dem *Batteur* fähig sein soll, und zeigt, daß sie schnurstracks mit dem Wesen der Fabel streiten. Sogar Phädrus kommt ihm nicht ungetadelt davon, und er ist kühn genug, zu behaupten, daß Phädrus, so oft er sich von der Einfalt der griechischen Fabeln auch nur einen Schritt entferne, einen plumpen Fehler begehe. Er gibt verschiedene Beweise hiervon und drohet, seine Beschuldigung vielleicht gar durch eine eigene Ausgabe des Phädrus zu rechtfertigen. — Ich besorge sehr, unser Verfasser wird mit dieser Abhandlung am wenigsten durchkommen, und er wird von Glück zu sagen haben, wenn man ihm keine schlimmere Absicht gibt als

*) Fontenelle.

die Absicht, seine eigene Art, zu erzählen, so viel als möglich zu beschönigen.

Die fünfte Abhandlung ist die kürzeste und redet von einem besondern Nutzen der Fabeln in den Schulen. Es ist hier nicht die Frage von dem moralischen Nutzen, sondern von einem Nutzen, welchen der Verfasser den heuristischen nennet. Er glaubt nämlich, daß die Erfindung der Fabeln eine von den besten Uebungen sei, durch die ein junges Genie gebildet werden könne. Da aber die wahre Art, wie eine Fabel erfunden wird, vielen Schwierigkeiten unterworfen ist, so rät er, vors erste die Fabeln mehr finden als erfinden zu lassen; „und die allmählichen Stufen von diesem Finden zum Erfinden,“ sagt er, „die sind es eigentlich, was ich durch verschiedene Versuche meines zweiten Buchs habe zeigen wollen.“ Es sind aber diese Versuche nichts anders als Umschmelzungen alter Fabeln, deren Geschichte er bald eher abbricht, bald weiter fortführet, bald diesen oder jenen Umstand derselben so verändert, daß sich eine andere Moral darin erkennen läßt. Aus einigen Beispielen werden Sie sich einen deutlicheren Begriff davon machen können. Z. E. die bekannte Fabel von der Krähe, die sich mit den ausgefallenen Federn anderer Vögel geschmückt hatte, führt er einen Schritt weiter und macht folgende neue Fabel daraus.

Die sechste des zweiten Buchs.

„Eine stolze Krähe schmückte sich mit den ausgefallenen Federn der farbigen Pfaue und mischte sich kühn, als sie gnug geschmückt zu sein glaubte, unter diese glänzende Vögel der Juno. Sie ward erkannt, und schnell fielen die Pfaue mit scharfen Schnäbeln auf sie, ihr den betriebrischen Puz auszureißen. ‚Lasset nach!‘ schrie sie endlich; ‚ihr habt nun alle das Eurige wieder.‘ — Doch die Pfaue, welche einige von den eignen glänzenden Schwingfedern der Krähe bemerkt hatten, versetzten: ‚Schweig, armselige Narrin, auch diese können nicht dein sein!‘ und hackten weiter.“ —

Diese Fabel kann für neu gelten, ob sie gleich aus alten Stücken zum Teil zusammengesetzt ist; denn es liegt eine neue Moral darin. „So geht es dem Plagiarius. Man ertappt ihn hier, man ertappt ihn da; und endlich glaubt man, daß er auch das, was wirklich sein eigen ist, gestohlen habe.“ — Oder die Fabel von den Fröschen, die sich einen König erbeten hatten:

„Die dreizehnte des zweiten Buchs.

„Zeus hatte nunmehr den Fröschen einen andern König gegeben; anstatt eines friedlichen Klozes eine gefräßige Wasserschlange. ‚Willst du unser König sein,‘ schrieen die Frösche, ‚warum verschlingst du uns?‘ — ‚Darum,‘ antwortete die Schlange, ‚weil ihr um mich gebeten habt.‘ — ‚Ich habe nicht um dich gebeten!‘ rief einer von den Fröschen, den sie schon mit den Augen verschlang. — ‚Nicht?‘

sagte die Wasserschlange. „Desto schlimmer. So muß ich dich verschlingen, weil du nicht um mich gebeten hast.“

Diese Fabel fängt da an, wo die alte aufhört, und erhält dadurch gleichsam eine Art von historischer Wahrscheinlichkeit. — Und aus diesen Proben werden Sie zugleich von dem Tone und der Schreibart unsers Fabulisten urtheilen können. Jedes von den drei Büchern enthält dreißig Fabeln, und wenn ich Ihnen nunmehr noch einige aus dem ersten und zweiten Buche vorlege, so wird es hoffentlich alles sein, was Sie dieses Mal von mir erwarten. Die erste, welche ich anführen will, scheint er mit Rücksicht auf sich selbst und die einfältige Art seines Vortrages gemacht zu haben.

„Der Besitzer des Bogens.

„Ein Mann hatte einen trefflichen Bogen von Ebenholz, mit dem er sehr weit und sehr sicher schoß und den er ungemein wert hielt. Einst aber, als er ihn aufmerksam betrachtete, sprach er: „Ein wenig zu plump bist du doch! Alle deine Zierde ist die Glätte. Schade! Doch dem ist abzuhelpen,“ fiel ihm ein. „Ich will hingehen und den besten Künstler Bilder in den Bogen schnitzen lassen.“ Er ging hin; und der Künstler schnitzte eine ganze Jagd auf den Bogen; und was hätte sich besser auf einen Bogen geschickt als eine Jagd? Der Mann war voller Freuden. „Du verdienst diese Zieraten, mein lieber Bogen!“ Indem will er ihn versuchen; er spannt, und der Bogen — zerbricht.“

„Die Schwalbe.

„Glaubet mir, Freunde, die große Welt ist nicht für den Weisen, ist nicht für den Dichter! Man kennet da ihren wahren Wert nicht, und, ach! sie sind oft schwach genug, ihn mit einem nichtigen zu vertauschen. — In den ersten Zeiten war die Schwalbe ein eben so tonreicher, melodischer Vogel als die Nachtigall. Sie ward es aber bald müde, in den einsamen Büschen zu wohnen und da von niemand als dem fleißigen Landmanne und der unschuldigen Schäferin gehöret und bewundert zu werden. Sie verließ ihre demüthigere Freundin und zog in die Stadt. Was geschah? Weil man in der Stadt nicht Zeit hatte, ihr göttliches Lied zu hören, so verlernte sie es nach und nach und lernte dafür — bauen.“

„Der Geist des Salomo.

„Ein ehrlicher Greis trug des Tages Last und Hitze, sein Feld mit eigner Hand zu pflügen und mit eigner Hand den reinen Samen in den lockern Schoß der willigen Erde zu streuen. Auf einmal stand unter dem breiten Schatten einer Linde eine göttliche Erscheinung vor ihm da! Der Greis stutzte. „Ich bin Salomo,“ sagte mit vertraulicher Stimme das Phantom. „Was machst du hier, Alter?“ —

„Wenn du Salomo bist,“ versetzte der Alte, „wie kannst du fragen? Du schicktest mich in meiner Jugend zu der Aneise; ich sahe ihren Wandel und lernte von ihr fleißig sein und sammeln. Was ich da lernte, das thue ich noch.“ — „Du hast deine Lektion nur halb gelernet,“ versetzte der Geist. „Geh noch einmal hin zur Aneise und lerne nun auch von ihr in dem Winter deiner Jahre ruhen und des Gesammelten genießen!“
G.

X. Den 6. Dezember 1759.

Einundsiebenzigster Brief.

Ein Gelehrter, den Sie, so viel ich weiß, in Frankfurt an der Oder suchen müssen, fing bereits im vorigen Jahre an, eine Sammlung ungedruckter Briefe gelehrter Männer herauszugeben. In dem ersten Buche derselben nahmen sich besonders verschiedene Briefe von Des Vignoles und Theoph. Sig. Bayern aus, indem sie an nützlichen Sachen ungleich reicher waren als die übrigen. In dem zweiten Buche versprach der Herausgeber den gelehrten Briefwechsel des Stephanus Vinandus Pighius zu liefern. Es scheint aber, daß ihn ein sehr glücklicher Umstand, dieses Versprechen aufzuschieben, verleitet hat. Sein Unternehmen selbst hat nämlich so viel Beifall gefunden, daß ihm nicht nur verschiedene Gelehrte ihre litterarischen Schätze von dieser Art mitgeteilt haben, sondern daß ihm auch durch Vermittelung des Herrn von Münchhausen der ganze Vorrat ungedruckter Briefe in der königlichen Bibliothek zu Hannover zu beliebigem Gebrauche angetragen worden. Durch diesen Beitrag also ist er in den Stand gesetzt worden, uns noch vorher mit andern lesenswürdigern Briefen zu unterhalten, als ihm die Briefe des Pighius mögen geschienen haben.

Die ersten vier Bücher, auf welche die Sammlung nunmehr angewachsen ist und welche den ersten Band derselben ausmachen, enthalten hundertundneunzig Briefe. *) Bynkershoek, Beverland, Gisbert Cuper, d'Orville, J. A. Fabricius, Grävius, Gram, Schannat, J. P. von Ludewig, Gesner &c. sind die berühmten Namen ihrer Verfasser.

Sogar von Leibnizen finden sich in dem vierten Buche ein Duzend Briefe, und Sie können leicht glauben, daß ich diese zu lesen am begierigsten gewesen bin. Die ersten zwei derselben sind an P. J. Spenern geschrieben und enthalten wenig mehr als einige jezt veraltete Neuigkeiten. Die folgenden sechs aber an den

*) Sylloge nova Epistolarum varii argumenti. Volumen I. libros III priores continens. Norimbergae, impensis Hered. Felseckeri, 1760. 2 Alph. 4 Bogen.